

Christoph Bohms Ferkelkauf.

Mutter Bohm hob gerade ihren Kaffelumpfen, den sie mit beiden Händen umspannen mußte, zum Munde, als sich die Gardine des Altovens bewegte.

„Aha!“ sagte Frau Bohm und nickte.

Und sie nickte zum zweiten Male, als sich die Gardine nach einigen zuckelnden Bewegungen nun auch oben auseinanderthat und ein rothes, müdes Gesicht in dem Spalt erschien.

„Prost Mahlzeit!“ sagte Frau Bohm. „Wann Du heimgekommen bist, weiß ich nicht.“

Christoph Bohm fuhr in die Hofen; er überhörte die Frage. Er schürfte mit einem Pantoffel zur Spiegelwand, wo der Kalender hing und suchte dort anheimelnd sehr ernst mit den Augen herum: „Heut ist Viehmarkt!“

„Schäm dich!“ sagte Frau Bohm. „Du sagst es über ihren Rücken hinweg.“

„Wir müssen ein frisches Ferkel haben, Mutter. Es ist die höchste Zeit.“ Er beugte sich mit seinem Anzug.

„Als es zwei schlug, warst Du noch nicht da.“

„Die Ferkel werden mit jedem Markt theurer. Es hilft nichts, Mutter. Ich muß in die Stadt. Ein neues Ferkel brauchst Du auch.“

„Nicht überstößest Du nicht, Christoph. Mein Kopftuch ist gut genug.“

„Brauchst Du ein Ferkel oder brauchst Du kein?“

„Wir brauchen's schon lange. Aber was ist Dir nicht immer zu weit in die Stadt?“

„Heut ist's mir jaust nicht zu weit.“

„Grabst Du auf dem Ader thät Dir besser.“

Christoph Bohm hatte seinen ganzen roten Kopf in der Wafschüssel und hörte also nichts.

Frau Bohm umklammerte ihren Rücken: „Die Männer...“ Ein Seufzer.

„Ihr Mann trocknete sich mit vielem Geräusch ab.“ Sie werden auf zwölf bis fünfzehn stehen. Ich will sehen, daß es billig wird.“

„Drei Gasthäuser sind an der Straße.“

„Wenn Du mir zur Vorsicht zwanzig Markt mitgeben wolltest, Mutter... Sie steigen von Markt zu Markt.“

„Hilft Du mich für dumm, Christoph?“

„Nein, so vermessene war Christoph wahrhaftig nicht. Er seufzte nur: „Die Weiber...“

„Sie einigten sich auf siebzehn Markt. Eine Viertelstunde später stand Christoph in der Hausthür und faate: „So um Kaffezeit bin ich wieder da.“

„Bergst es nicht. Sonst...“

Christoph schenkte seiner Frau die Rede, schloß die Thür, schwang vernünftig den Stod und piffte sich eins.

„Was zur Marktzeit waren zwei Stunden. Da konnte er den heißen Kopf ordentlich auslüften. Der Frühlingstag war frisch und hell; über die jungen Saaten stieh ein leiser Wind, und oben in der Sonnenschele trillerten die Lerchen.“

Dann kam der Wald, ein kleiner Hügelwald, und gleich dahinter lag das erste Wirthshaus. Christoph sah nach der anderen Seite und ging vorüber. Beim zweiten hätte er es beinahe ebenso gemacht. Aber hier ließen mehrere Straßen zusammen; das Gasthaus sah voll von guten Bekannten. Die meisten waren schon zurück vom Markt; der Wirth hatte alle Ställe voll von Kälbern, Ziegen, Ferkeln, die seinen Gästen gehörten. Na, guten Tag muß man sagen, und ein Glas in die Hand wird die Reche weiter nicht übelnehmen. Christoph schüttelte einem Duzend Bekannten die Hände: „Hinfahren ihu ich nicht. Ich hab's meiner Alten versprochen: um die Kaffezeit bin ich wieder daheim. Außerdem: wenn ich zurückkomme aus der Stadt und Ihr seid noch da, können wir schnell noch eins anstoßen.“

„Sie lachten und protestirten; gleich gingen sie nach Haus, und er solle nur lieber gleich... Einer mischte schon die Karten.“

„Nein.“ Christoph rief sich los.

Ein wunderbares Hochgefühl schwelte seine Brust, als er seines Weges weiter ging. Es war schön, hart zu sein gegen sich selbst. Das dritte Wirthshaus sah er gar nicht an. D. Mutter, Mutter, wie wirst Du Dich wundern, wenn ich um die Kaffezeit mit meinem Ferkel anspaziert komme. Die Rede wird's Dir verschlagen, die schöne Rede, auf die Du jetzt schon frinnst!“ Christoph lachte triumphierend vor sich hin.

„Was ging gut in der Stadt, Christoph kaufte ein frisches Ferkel für 12 Markt, ob eine Kleinigkeit und war kurz nach der Mittagszeit schon wieder vorm Thor auf dem Heimwege.“

D. Mutter, Mutter, wie wirst Du Dich wundern!“ Christoph wunderte sich fortgesetzt.

„Wies er zum Wirthshaus an der Straßenkreuzung kam. Natürlich saßen sie noch alle da, hatten schon geröstete Köpfe, spielten Karten und liehen einen Musikautomaten ăubeln. Es ging sehr lustig zu. Christoph nahm wieder „nur Eins in die Hand.“ Die anderen stießen die Köpfe zusammen, flüsternten miteinander, lachten, schlugen sich auf die Knie vor Vergnügen — und dann stand der Wirth vom Kartenspiel auf, sagte, er müsse Christophs Ferkel füttern, und dieser

solle ihm beim Spiel für den Augenblick vertreten.

Christoph wollte erst nicht. Aber dann drückten und zogen sie ihn auf den Stuhl.

Wenn Christoph Bohm sah, dann sah er.

Aber als der Wirth die Polizeistunde anlangte, wollte er's nicht glauben und schrieb den anderen ins Gesicht, daß er zur Kaffezeit daheim sein wolle. Ueberhaupt: wer ihnen hier zu befehlen habe, ob sie keine rühmigen Staatsbürger seien und so weiter. Er schlug auch öfter auf den Tisch dabei.

Aber das nützte nichts. Der Wirth drängte alle vor die Thür, gab ihnen im Dunkeln — es war eine finstere Nacht — je einen Strid in die Hand und ließ Christoph Bohm zuerst abmarschiren. Er hörte sie noch eine ganze Weile lachen. Christoph schimpfte vor sich hin; er hatte ein unbekanntes Gefühl, als ob sie sich über ihn lustig machten. Außerdem ärgerte er sich, weil Mutter Bohm nun doch ihre Rede halten würde. Und drittens reizte ihn das Vieh da am Strid. Heute Mittag war's so ruhig gegangen, aber jetzt war es wohl ganz wild geworden. Bald kostete es hinten, daß er es mit Gewalt weiterziehen mußte; dann trabte es in solchen Sprüngen vorwärts, daß er laufen mußte und über seine eigenen Füße stolperte. Das ging so eine Stunde lang. Aber beim kam er doch. Hundemüde, schmutzig und im Schweiß.

Es war noch Licht in der Stube. Mutter Bohm wartete. Mit zusammengeklammertem Gesicht, wie er von außen gesehen konnte.

„Ein feines Thier, Mutter! Und billig! Sechzehn Markt!“ Die Sperrchen hatte er dazu geschlagen. Er zog mit aller Macht an dem Strid. „Will denn das Vieh nicht rein?“

„Endlich kam es doch.“

„Christoph!“

„Ja, was war denn das? Christoph Bohm sah ganz verstört auf das Thier.“

„Er hatte einen jungen Ziegenbod am Strid.“

Und nun kam eine Rede, wie sie Mutter Bohm in ihrer zwanzigjährigen Ehe so noch nie gehalten hatte.

**Das fäulliche Löwengebrüll.**

Es ist eine gewagte Sache, einen Löwen in einem Theaterstüch brüllen zu lassen, und die Handwerker im Rüssel der Sommerstraße sind vornehmlich genug, um ihren Löwen erst erklären zu lassen, daß er eigentlich gar kein Löwe, sondern Schnod, der Schreiner, ist. Ein moderner Theaterdirektor aber rechnet mit anderen Sensationen; er will möglichst Naturwahrheit auf die Bühne bringen, und auch den Löwen so brüllen lassen, wie eben der König der Thiere brüllt. Der „Wenestrel“ weiß eine Geschichte zu erzählen, in der dieser Versuch für einen englischen Theaterdirektor unerwartete Folgen hatte. Er brauchte in einem Stück unbedingt Löwengebrüll, und da er doch unmöglich eine solche Bestie hinter den Kulissen aufstellen konnte, so kam er auf den ominösen Einfall, einen Löwen in den Phonographen brüllen zu lassen. Ein Apparat wurde in dem Löwenstall des Zoologischen Gartens aufgestellt, aber das Thier, gärgert über das merkwürdige Instrument, zerschlug es mit einem Heft seiner Fägen. Ein zweiter Versuch ward unternommen: der Phonograph wurde außerhalb des Käfigs aufgestellt und hinter ihm ein Stück Fleisch in die Höhe gehalten, so daß der Löwe brüllend auf den Trichter aufsprang. Selig sog der Direktor nun mit dem Phonographen ab, und am Abend erschallte an der entscheidenden Stelle ein so furchtbar rollendes Löwengebrüll, daß die Zuschauer voller Angst aufsprangen und wie wahnsinnig zu den Saalthüren hinausdrängten. Der Löwe hatte das Publikum aus dem Theater herausgebrüllt.

**Kaiserpalast und Amphitheater in Triest.**

Die von dem Professor Gary in Berlin angetragte Idee vom Wiederaufbau des römischen Kaiserpalastes hat in der Triester Bürgerchaft eine gewisse freudige Erregung hervorgerufen, die trotz eines in der römischen Zeitung seinerzeit abgedruckten Vortrages des Triester Regierungs- und Bauwerks v. Behr mit seiner nüchternen Auffassung der ganzen mährchenhaft klingenden Sachlage und den schmerzlichen Bedenken über die praktische Ausführbarkeit des Planes noch immer anhält und einflußreiche städtische Vereine zu einer regen Werberarbeit aneisernt. Wenn nun auch die Werthvollung des Riesenplanes noch in weiter, weiter Ferne liegt, so ist doch die theilweise Wiederherstellung eines anderen bedeutamen römischen Altortums in Aussicht genommen. Die Regierung beabsichtigt, das Amphitheater nach und nach zu ergänzen. Die Arena soll geräumt und zunächst ein Theil der Zuschauerränche wieder hergestellt werden. Sobald diese Arbeiten in der Hauptstadt erledigt sind, wird die Arena für Volksspiele und ähnliche Feste freigegeben.

**Berlännt.**

Unteroffizier (zum Retreten, der ein Podet mit Wurst auspakt): „Was ist denn das, Huber?“

„Ein Grub aus der Heimath!“

„Hat der Vater mich nicht auch grühen lassen?“

**Bebrochene Fesseln.**

Etizze von Maxim. R. Schend.

Der Großlaufmann Karl Mergz sieht mit seiner Gattin beim Morgenkaffe. Stimmung gebrüht. Unmuth. Erregte Worte. „Schafstopf von Junge! Läßt sich da überumpeln! Diese Mütter! Goethe hat recht. Und nun gar diese englischen. Man weiß ja — machen förmlich Jagd auf die deutschen Töcher. Legen geschickt die Neze, und einmal in's Garn gegangen, lassen sie keinen wieder locker. Und arm noch dazu! Schreibt's ja deutlich: Familie Lewis ist sehr fein, aber arm. Arm! Daraus ist der Bengel nach Liverpool gegangen, um sich eine arme Frau zu nehmen. Und nicht einmal eine Position! Diese Auskunft: Vater Magazinverwalter, Mutter Steuereinernehmers Tochter. Vermögenslos. Eintommen circa dreihundert Pfund. Leben scheinbar über ihre Verhältnisse. Vermuthlich um die Tochter an den Mann zu bringen. Da hast du's! Hervorragende Partie, die dein Goldschänken da macht. Aber du bist schuld daran. Immer romantische Schrecken. Kleinste Hütte, Liebe, Sonnenschein. Jawohl! Lebst dich schlecht davon beuzugute! Na kurz und gut, ich sage dir, aus der Geschichte darf nichts werden. Hörst du!“

Emmy Mergz nickt schweigend. Ausreden lassen. Widerspruch macht die Sache noch schlimmer. Uebrigens ist auch ihr die Wahl ihres Walterchens ganz unlympatisch. Sollte immer geträumt, könnte in höchsten Kreisen antopfen. Mindestens doch aus der heimischen haute finance oder Großindustrie würde er ihnen die Schwiegertochter bringen. Und nun! Ihr Mann hatte ganz recht. Aus der Feslei durfte nichts werden. Aber wie den Bengel abbringen? Und die Eltern! Im freien England nimmt man's genau mit Verlobungen und Eheverpactungen; besonders „solche Leute.“ Sie ließ den Brief noch einmal. Feuer und Flamme. Wird schwer sein, ihn umzustimmen. Fassen wir das Ding also von einer anderen Seite. Sie überlegt, indeß Karl Mergz noch ein Mal über das andere einen „Fell! Schafstopf! Dummian!“ hervorstößt.

„Nun, was meinst du, müssen doch etwas thun?“

„Loh mich nur machen! Werde Mißes und Mh Lewis heute noch zu uns einladen.“

„Du bist von Sinnen!“

Frau Emmy läßt sich nicht beirren. „Ich denke, ich werde den Jungen los-eisen.“

„Auf die Art.“ Spottet Karl Mergz. Dann fügt er sich brummend. Manches ist ihrer Klugheit schon gelungen. Frau Emmy Mergz aber setzt sich hin und schreibt an Frau Lewis. Rühle Mitte zwischen hofflich und herzlich. Zugabe schon nach einigen Tagen.

„Da haben wir die Besicherung! Was nun! Wir vorauszuweisen, daß die pauvre Bande die Gelegenheit bei allen vier Pfeifen nahm. Und wer bezahlet den Thee? Wirt!“

„Kleine Speise erstopen oft die großen. Hast du's nicht oft gesagt?“

Der Tag der Ankunft naht heran. Alles vorbereitet. Einfachheit überall. Aller Luxus entfernt. Unmoderne Kleider hervorgeholt. Glattes weiches Geschirz aus frührer Tagen. Gewöhnliches Glas. Tafelbesteck aus der Zeit, da man noch bescheiden war. Grobes Hausmacherleinen für Tisch und Bettwische. Geringe Gardinen. Tochter Trudi freut sich unendlich und hat weder mitgeholfen an der Rüdgestaltung des sonst so fein möblirten Hauses. Gut genug, — gut genug für „die.“

Eine Woche sind sie schon da. Der Empfang war freundlich gewesen. Dann Enttäuschung und immer längere Gesichter bei Frau und Fräulein Lewis.

Ein luxuriöses Haus hatten sie zu finden gehofft. Und nun dieses Spießbürgerthum! Deutsche Hausmutter! Einige Klagen über Verluste, Niedergang der Geschäfte! Einkünften! Einkünften, der Rehrreit aller Gespräche der Frau Emmy Mergz. Und wie unkomfortabel! Keine geschulten Dienstoffoten — machen alles selber! Shodung! Und Ideen! Zwei Jahre Verlobung! „Was meinst du, Mory? Thun ja gerade, als wäre der Sohn noch ein Baby. Wer weiß, ob sie ihn überhaupt je selbständig werden lassen. Zweifelhafte Zukunft für ein junges Paar in solcher Familie. Ich meine... ich denke... ich glaube, unter diesen Umständen ist es besser für euch beide... für uns... für alle.“

Marys praktischer Sinn erzählt, was die Mutter sagen will. „Natürlich, liebe Mutter, ganz wie du denkst.“ Auch sie hatte sich doch alles ganz anders vorgestellt und ihre Liebe zu Walter ohne den verklärenden Sonnenschein des Reichthums. Nein, Mutter wollte nur ihr Belles.

Nachmittags packen sie die Koffer. Dringliche Nachrichten von zu Hause. Lieben elegante Abendkleider für jede. Keins angebath. Schöne Reife, die wir da gemacht haben zu diesen Spießbürgern. Sind ja noch wenigstens fünfzig Jahre zurück. Unterste Kulturstufe. Abschied förmlich und feierlich. Tausend Dankesworte für alle Aufmerksamkeiten. Versprechen, bald vor sich lösen zu lassen. Auf Wiedersehen in Liverpool. Tschändelerschwenken, bis der Zug die Kurve gemacht und verschwunden ist.

Dann drei Kreuze von Trudi, der Tochter.

Wieder sieht Karl Mergz mit seiner Gattin beim Morgenkaffe. Stimmung froh und heiter. „Schafstopf von Junge! Macht uns die bittersten Vorwürfe. Hätten wahrscheinlich die Damen nicht freundlich genug aufgenommen. Nur gut, daß er die Sache am Ende so kühl-vernünftig aufsaßt.“ Frau Emmy Mergz blickt verwundert und fragend. Na ja, abgeschrieben hat ihm Mary Lewis. Ihm sein Wort zurückgegeben. Und hier der Brief der Frau Mutter. Sehr hart und schonend. Mary würde sich doch vielleicht in deutschen Verhältnissen nicht ganz wohl fühlen u. s. w.“ Gottlob! Rationalgefühl! Jede manchmal eine willkommene Sache. „Und wer war's, der es so weit gebracht?“ triumphirt Frau Emmy. „Gib dir gleich gefagt, werde den Jungen los-eisen. Nun will ich aber gleich schreiben, daß er sich in Zukunft vorsehen mag, das gute Walterchen, denn nicht immer endet solche Feslei mit gesprengten Fesseln.“

**Nr. 17.**

Der Schnellzug hat die Wärrerbude Nr. 17 passiert. Die Signalscheibe klappt herunter, schwankt noch ein paar Mal auf und ab und steht dann still. Eine dünne, blaue Rauchsäule steigt fast senkrecht aus dem Kamin des aus Backsteinen errichteten Gebäudes in die klare Abendluft.

Die Bohnen blühen in dem kleinen Garten, der ans Haus stößt, rothe und weiße, bunt durcheinander. Grillen zirpen — es ist so heimlich still in diesem Erdennickel, daß mancher der Vorüberfahrenden ihn um seinen Frieden beneiden möchte.

Der Bahnwärter, ein mittelgroßer, breitschultriger Mann mit sonnenbranntem Gesicht und hellen, gutmüthigen Augen, hat die Barriere, da, wo die Schaullee über den Bahndamm führt, emporgezogen und schaut nachdenklich auf die blanken Schienenstränge, die schnurgerade fortlaufen und in der Ferne sich mehr und mehr zu nähern scheinen, bis sie ineinander übergeben. Er lächelt in sich hinein; die Stunde, die jetzt kommt, ist die löstlichste des ganzen Tages: durch kein lärmendes Glodensignal, kein schrillen Lokomotivpfeiff gehört, kann er auf kurze Zeit ausrauben von dem anstrengenden Dienst.

Er tritt in den niedrigen Raum, legt ein paar Scheite Holz auf das noch glimmende Feuer in dem kleinen eisernen Ofen und setzt sich mit der Pfeife ans Fenster, wo er das Feld seiner Thätigkeit übersehen kann.

„Einam ist's doch, ungemüthlich einlam.“ denkt er, während er die Pfeife in Brand setzt, und dann versinkt er, wie jeden Abend, in Träume.

Eine Verlobung hatte er damals erhalten und eine Medaille — die lag mit den übrigen Kostbarkeiten und Erinnerungen aus der Jugend im untersten Schubfach seiner Kommode, das er von Zeit zu Zeit ausstrakte. Er hatte den Nachtzug auf freier Strecke angehalten und dadurch ein großes Unglück verhindert. Infolge lang onhaltender Regengüsse war der Bahndamm gerutscht, an einer Stelle, wo eine scharfe Kurve dem Lokomotivführer den Ausblick über die Strecke nicht gestattete. Eine Scene der Vermirrung war damals entstand, als der Zug im Dunkel der Nacht bei strömendem Regen hielt. Im Augenblick hatte man ihn umringt und mit Fragen bestürmt, man pries ihn begeistert als den Retter aus Todesgefahr, und er hatte Mühe genug gehabt, all dem Lärm aus dem Wege zu gehen. Nein, nicht allem Dank! Dem freundlichen, sonstigen Blick aus zwei braunen Mädchenaugen war er nicht ausgewichen, auf die Frage zweier rother Lippen hatte er gern geantwortet und beim Abschied den Druck der garten Finger herzlich erwidert. Das war damals sein Lohn gewesen, denn als das, was die Zeitungen schrieben, die Belobigungen von Seiten der Vorgesetzten, die klingende Belohnung und die glänzende Medaille — alles hatte ihn wenig berührt. Er war bescheiden und ruhig auf seinem Posten geblieben. Vielleicht fuhr sie doch noch einmal vorbei und erinnerte sich und lächelte ihm freundlich zu, das vornehme, schöne Fräulein, ihm, dem Bahnwärter auf Bude 17. Was das für dumme Gedanken waren!

Die Signalglocke weckt den Träumer mit drei kurzen, harten Schlägen. Das ist der machende Ruf des Abtagslebens, der die Schleiergebilde der Phantastie zerreißt, und er folgt ihm willig.

Draußen geht gerade die Sonne unter und rötet weißlich den Himmel. Fern läutet eine Wesperrlocke, von der Kirchthurmsspitze leuchtet das goldene Kreuz herüber. In die friedliche Abendstille hinein tönt wie ein Wühlhahn das rasselnde Geräusch des herannahenden Auges. In den Laternen der Lokomotive, die Nachts wie Dämmonenaugen feurig glühen, bricht sich der letzte Sonnenstrahl.

Der Bahnwärter steht starr am, als der Zug vorbeifahrt, und alle Instassen wissen, daß sie in guter Hut sind. An die Scheibe eines Kupes erster Klasse drückt sich ein blasses Mädchengesicht. „Hör war's, Hans.“ flüsternt die rothen Lippen, „wo wir damals dem schrecklichen Unglück entgingen, zwei Jahre ist es wohl her!“ Und der Angeredete, ein blonder, schöner Mann, lächelt und küßt seine junge Frau zärtlich auf das braune Haar.

**Folgen der Biersteuer in Bayern.**

Seit dem Inkrafttreten der neuesten Biersteuererhöhung ist der Umsatz dieses edlen deutschen Nationalgetränktes ins Ungeheure gestiegen. Zu Tausenden sieht man den waderlandstreuen Bürger ins Bierhaus schreiten; frant er bisher leblich aus unstillsbarem Durst, so trinnt er jetzt für's Vaterland, das auch die Gattin über alles liebt, und dem zu Liebe sie sich die Gardinenpredigt — abzugetöhnen versucht.

Hat der Bahnwärter die beiden Gesehen? Hat er das blasse, schöne Gesicht am Fenster wiedererkannt? Sie können ihm ruhig ihr junges Gläd anvertrauen. Er steht auf seinem Posten. Immer wird er da stehen, einsam, pflüchtgetreu, in seiner Art ein Held.

**Gegenüber.**

A.: „So verdrücklich?“

B.: „Ja, habeberger gehabt. Meine Frau kann sehr gut lachen, will aber nicht und besteht darauf, daß ich eine Köchin engagire!“

A.: „Da bist Du immer noch besser dran, wie ich. Meine Frau kann nicht lachen, thut's aber trotzdem!“

**Schredlich.**

Riele: „Na, Niene, wie gefällt's Dir hier in der Stadt?“

Niene: „Oh, die war schon gut; aber die Herrin ist krank und muß den Doktor insulitiren. Jetzt soll ich in die Synothek gehen und für zehn Pfennig Rinzeros-Del holen.“

**Bertrauenssache.**

Vater (zum Sohn, der bei einem Metzger in der Lehre ist): „Darfst Du denn auch schon beim Würsternachen mithelfen?“

Sohn: „Mithelfen darf ich schon — aber im ersten Nade werden mir die Augen noch verbunden!“

**Der Genügslame.**

Als Jemand einmal fragte, welches wohl der glücklichste Mann wäre, der, welcher eine Million hätte, oder der, der sieben Töchter habe, erhielt er die Antwort: Der letztere, denn derjenige, der eine Million hat, will immer noch mehr haben wollen, und der, der sieben Töchter besitzt, hat vollkommen genug daran.

**Zweibeutig.**

Herr: „Jean, ich habe Dir doch gesagt. Du sollstest mich sofort holen, wenn Jemand käme.“

Dienet: „Ich habe Euer Gnaden im Haus und Garten gesucht, aber Sie nicht gefunden.“

Herr: „Ach, Du bist ein Efel, der seines Gleichen nicht findet.“

**Aus der Schule.**

Ein Lehrer, der seine Schüler gern verblüffe, fragte einmal, ob sie zwölf Thiere der Eisregion nennen könnten. Alles schwieg. Nur ein kleiner Junge war schnell bei der Hand und antwortete stolz: „Sechs Sechunde und sechs Eisbären.“

**Es war einmal.**

Gast: „Ja, hören Sie mal, Kellner, das ist doch arg; die Speisefarte enthält alle möglichen Gerichte und immer, wenn man etwas bestellt, heißt es: Bedaure, ist nicht mehr da. Ich glaube, Sie haben diese Sachen nur zum Remonitiren auf der Karte?“

Kellner: „O nein, mein Herr, die sind alle einmal bagetefen!“

**Sehr richtig!**

Mutter: „Aber Ernst, wie siehst Du wieder aus? Hast Du jemals gesehen, daß ich so schmutzige Hände gehabt habe?“

Ernst (zwischen Thränen und Unwillen kämpfend): „Aber Mama, als Du so klein warst wie ich, da habe ich Dich ja noch gar nicht getannt!“

**Leiter Wind.**



Seit dem Inkrafttreten der neuesten Biersteuererhöhung ist der Umsatz dieses edlen deutschen Nationalgetränktes ins Ungeheure gestiegen. Zu Tausenden sieht man den waderlandstreuen Bürger ins Bierhaus schreiten; frant er bisher leblich aus unstillsbarem Durst, so trinnt er jetzt für's Vaterland, das auch die Gattin über alles liebt, und dem zu Liebe sie sich die Gardinenpredigt — abzugetöhnen versucht.

**Beiters von der türkischen Post.**

Obwohl man meinen sollte, daß das vorzügliche Arbeiten der fremden Posteinrichtungen auf die der Türkei allmählich anstedend wirken mühte, ist hiervon nicht die Rede. Zwar hat die Türkei nicht mehr, wie früher, die verschiedenen Marken für Ausland, Inland und Druksachen, aber sie legt dem Bordringen der europäischen Posteinrichtungen Steine in den Weg, wo sie kann. Ein Italiener flagt darüber dem „Reniero latino“ sein Leid. Vor einiger Zeit war er in Saloniki eine Hand voll Briefe in einen türkischen Briefkasten. Troz wochenlangen Wartens aber traf auf keinen eine Antwort ein, so daß er schließlich zur Postdirektion ging und sich beklagte. Der Direktor empfängt ihn mit bestrickender Liebenswürdigkeit, bietet ihm Kaffee und Zigaretten an und fragt, in welchen Kasten die Briefe geworfen worden seien. Da klarfand dann alles auf: es ist des Landes nicht Brauch, daß die Ausbäckelsten, die neben den Hauptbriefkästen bestehen, geleert werden! Sofort wurde nun ein Dienet geschickt, um den Kasten zu holen. Denn darf der Italiener sich seine Briefe heraus-suchen und hat das Veranügen, zu sehen, wie der Postdirektor in aller Seelenruhe die übrigen Briefe in's Feuer wirft, da sie ja mittlerweile doch zu alt geworden seien!

**Gedankensplitter.**

Man soll die Frauen nehmen wie sie sind — oder gar nicht.

Die tyrannischste Frau ist eine Sklavin der — Mode.

Mancher will das Glück beim Schopfe fassen — und er muß Haare lassen.

Manche Sorge wird erst durch liebevolle Pflege groß und hart.

Falter heissen sich leichter die Flügel als Hühner und Gänse.

Was die Leute ihr „Vergnügen“ nennen, ist oft recht traurig.

**Gesitt.**

Freund: „Du schläfst immer bei offenem Fenster; ist Dir das nicht zu gefährlich?“

Student: Bewahre. In der ersten Zeit stieg ja hin und wieder ein Spießbude ein und sah sich in dem Zimmer um, aber jetzt läßt sich keiner mehr sehen!“

**Im Zweifel.**

Müller und Schulze besuchten einmal ihren Freund Krause. Der freute sich natürlich und sagt zu seinem Jungen: „Mar, lauf mal oben ins Zimmer und hole mir meine Riste Zigaretten.“

Mar nickt und rennt die Treppe hinauf. Nach einer Weile kommt er wieder, steckt seinen Kopf durch die Thüre und fragt: „Vater, meinst du die Zigaretten, die du selber rauchst oder die du verschenkst?“

**Glaubhaft.**

Ehemann (der Morgens erst nach Hause kommt): „Sei nicht böös, daß ich so spät komm; Weibchen; denk! Dir, dem Ochsenwirth seine Schwiegermutter ist gestern Abend plötzlich gestorben, und da haben wir bis jetzt gesehen und ihn... getröstet!“

**Fachgemäß.**

A.: „Welche von den Töchtern des reichen Fleischermeisters hat denn eigentlich Hochzeit?“

B.: „Natürlich die älteste!“

Warum soll denn das so selbstverständlich sein?“

„Weil der Bräutigam Weinhändler ist und als solcher doch wohl einem älteren Jahrgange den Vorzug geben wird!“



... D, es ist schließlich besser, man betraht nicht! Aber, Herr Direktor, kennen Sie denn nicht das Sprichwort: „Das Bestere ist der Feind des Guten!“